

Leben und Werk respektive die Zusammenhänge zwischen beidem – bei keinem andren Komponisten des 20. Jahrhunderts sind sie wohl derart säuberlich voneinander geschieden worden wie bei Othmar Schoeck. Bereits zu Lebzeiten des Komponisten hat dieser Prozeß, der letztlich eine Stilisierung des Künstlers zum Ziel hatte, seinen unheilvollen Anfang genommen. Hans Corrodi, Schoecks engster Freund, hat ihn hauptsächlich betrieben – aus laute- ren Gründen zwar, weil er Schoeck schlechterdings für den bedeutendsten Komponisten des 20. Jahrhunderts hielt, aber mit unheilvollen Folgen: Denn gerade die Bedeutung Schoecks konnte er dadurch nicht sichern, sondern sie ist über dessen Tod hinaus und eigentlich bis heute umstritten geblieben. Neigen gewisse Schweizer dazu, mit lokalpatriotischem Stolz auf die eminente Beachtung hinzuweisen, die Schoeck als wohl erster Schweizer Komponist im Ausland gewonnen hat, so reagiert umgekehrt dieses Ausland eher zurückhaltend, redet vom letzten Romantiker und von epigonalem (und also überholtem) Komponieren in einer Zeit des Umbruchs und des Umwertens aller Werte (Schoeck starb 1957). Zwar wurden und werden Schoecks Werke, die 400 Lieder und acht Opern, allenthalben aufgeführt, dennoch vermochten sie nie richtig Fuß zu fassen – trotz des Einsatzes hochkarätiger Interpreten wie etwa Dietrich Fischer-Dieskau (schon früh) bei DG: seine Lied-LP mit Margrit Weber verdiente längst eine Wiederveröffentlichung, später bei Claves) oder Martha Mödl („Penthesilea“ in Stuttgart 1957).

Höchste Zeit also, einmal mehr und diesmal anhand sorgfältiger Quellenforschung die vorhandene

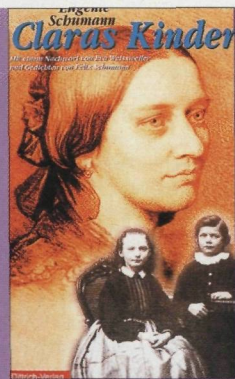
Literatur auszuwerten. Chris Walton hat sich dieser Aufgabe 1987/88 in einer Dissertation unterzogen (Universität Oxford); die deutschsprachige Erstveröffentlichung seiner Arbeit profitiert zusätzlich von einigen Erweiterungen. Bei seinen Recherchen stützte er sich zwar auch auf das herkömmliche Schrifttum, auf Corrodis Schoeck-Monographie von 1931 (1956 unter dem Titel „Bild eines Schaffens“, in erweiterter Form veröffentlicht) sowie auf die beiden Schoeck-Bücher Werner Vogels („Leben und Schaffen im Spiegel von Selbstzeugnissen und Zeitgenossenberichten“, 1976, „Othmar Schoeck im Gespräch“ 1965); gänzlich neu indes ist der Einbezug von Corrodis unveröffentlichten Erinnerungen an Schoeck. Erinnerungen, die in unverstelter Direktheit Schoecks Privatleben, das äußerst bewegte, ausleuchten und neue Einsichten in die Zusammenhänge von Leben und Werk ermöglichen. Zum Beispiel, was den Liederzyklus „Lebendig begraben“, anbelangt: Bisher wurde angenommen, Schoeck habe ihn unter dem Eindruck der Trennung von seiner Geliebten Mary de Senger komponiert; diese Beziehung aber ging erst ein Jahr nach Fertigstellung des Zyklus zuende. Oder was Schoecks vermeintlich notorische Geringschätzung der Musik seiner Zeitgenossen wie Schönberg, Berg und Strawinsky anbelangt: Genau das Gegenteil trifft zu, denn zumindest bis Mitte der zwanziger Jahre verhielt sich Schoeck auffallend aufgeschlossen, zeigte wiederholt ein großes Interesse an der Entwicklung von Krenek, Berg, Honegger und Strawinsky, und in der Tat war es Corrodi, der Biograph selber, der in solcher Musik einen allgemeinen moralischen und kulturellen Verfall diagnostizierte – und dies ganz aus dem Bedürfnis, Schoeck um so höher emporzustilisieren. Erst in späteren Lebensjahren hat sich auch Schoeck diese antimodernistische Haltung seines Freundes zu eigen gemacht.

Neu zu überdenken – im Kapitel „Heim ins Reich?“ – ist auch Schoecks Deutschtum. Bekanntlich wurde seine Oper „Schloß Dürande“ 1943, mitten im krieg-

führenden nationalsozialistischen Deutschland, an der Berliner Staatsoper uraufgeführt; bereits 1933 hatte er der Vertreibung von Juden aus Spitzenpositionen in Deutschlands Orchestern und Theatern Lob gezollt, und die Dresdner Uraufführung der „Massimilla Doni“ 1937 (unter Karl Böhm!), die zumindest einen Achtungserfolg erzielte, gab der deutschen Presse ausführlich Gelegenheit, Schoecks Deutschtum hervorzuheben. Ein eigentlicher Disput entzündete sich im Gefolge der Verleihung des Steinbach-Preises der Universität Freiburg im Breisgau an Schoeck auf der einen Seite das Bedürfnis der deutschen Preisverleiher, auf die deutschen Wurzeln der Familie Schoeck und auf dessen Lehrjahre bei Max Reger hinzuweisen, auf der anderen Seite die Reaktion der Schweizer Presse, die wenig Verständnis zeigte für Männer, „die den Rücken... beugen: Uns tut Schoeck leid.“ Zweifellos hatte sich Schoeck zwischen alle Stühle gesetzt: „Er wußte nicht, wie er mit diesen inhärenten Widersprüchen fertig wer-

den sollte, und versuchte daher, sie zu verdrängen...“ Kein Zweifel: Durch solche sorgsame Sicht des Quellenmaterials, vor allem der bislang unzugänglichen, „ungeschönten“ Schoeck-Erinnerungen Corrodis, trägt Walton Wesentliches zur kritischen Hinterfragung des bislang glanzpolierten Schoeck-Bildes bei (auch im Hinblick auf den Mythos von Schoecks glücklicher Ehe). Nachdem seit den Achtziger Jahren das Interesse an Schoecks Musik wieder zugenommen hat – eine Gesamteinspielung der Lieder ist auf dem Schweizer Label Jecklin Disco in Vorbereitung, eine Edition seine Gesamtwerts ist vom Musikverlag Hug (Zürich) in Aussicht gestellt worden – bietet die vorliegende Biographie eine wichtige und verlässliche Grundlage für die Beurteilung von Schoecks Schaffen. Zahlreiche Abbildungen, ein detailliertes Werkverzeichnis sowie eine Bibliographie samt Gesamtregister erleichtern den Umgang und die Arbeit mit dem Buch. Daß nicht jedes lokalgeographische Detail bis ins letzte stimmt – das „prächtige Rundcafé“ am Zürcher Bellevue ist nicht erst erbaut worden, nachdem man dort die Drogensüchtigen und Dropouts vertrieben hatte – stört allenfalls einen Zürcher, und auch ihn nur am Rande. Ärgerlich hingegen ist, daß die deutschsprachige Übersetzung dem sonstigen Niveau des Buches nicht entspricht. Sätze wie: „Bis etwa 1980 wäre die Bekanntheit mit seiner [Schoecks] Musik für diejenigen, die außerhalb der Schweiz leben, wohl nur durch zufälliges Anhören von ein paar frühen Liedern am Radio erfolgt“, Wörter wie „Vollstudent“, für „full-time student“ offenbar übersetzerische Hilflosigkeit und/oder lektorische Sorglosigkeit. Dabei gab es in beiden Berufen doch kompetente Leute.

Werner Pfister



Claras Kinder“ – so lautet der Titel eines Buches, das auf den 1925 erschienenen Erinnerungen der jüngsten Schumann-Tochter, Eugenie, beruht. Herausgeberin Eva Weissweiler hat das Buch mit Auszügen aus der Korrespondenz der Freundin und Lebensgefährtin von Eugenie Schumann, der Sängerin Marie Fillunger, sowie bisher unveröffentlichten Gedichten des früh verstorbenen Felix Schumann ergänzt und zitiert im Nachwort neue Quellen, die den Streit um das bis 1937 ungespielte Violinkonzert Robert Schumanns neu beleuchten.

Dittrich Verlag, 50733 Köln, DM 45.–

Chris Walton: Othmar Schoeck, Eine Biographie.
(Ins Deutsche übertragen von Ken W. Bartlett).
Atlantis Musikbuch-Verlag, Zürich 1994, 412 Seiten, DM 68.–



Anläßlich des 60. Geburtstages von Jean-Pierre Rampal, dem berühmten Flötenvirtuosen der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, hatte dessen Freund und langjähriger Konzertpartner Mstislav Rostropowitsch am 7. Januar 1982 in Washington ein Festkonzert arrangiert und dirigiert. Rampal stand als Solist von Khatchaturians Flötenkonzert auf dem Podium. Unversehens sah er sich aber durch eine Fülle musikalischer Überraschungen, einschließlich einer Sonder-einlage von sechzig Flötisten aus den Reihen eng miteinander befreundeter Kollegen und ehemaliger Meisterklassenschüler, zum Mittelpunkt des Programmes erhoben. Die anschließende Riesenparty mit Familie, Freunden, Künstlern und vielen Wegbegleitern seiner steilen Erfolgskarriere mag den Ausschlag für das Entstehen eines recht bald danach in den USA veröffentlichten, nach längerer Wartezeit jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegenden Erinnerungsbuches gegeben haben. Spürbar richten sich die Memoiren, die mit einer literarischen Autobiographie nur wenig zu tun haben, vorrangig an Eingeweihte, an Gefährten und Mitwissende. „Externe“ vermischen dagegen handfeste Lebensdaten im Überblick, suchen vergeblich nach Repertoire- und Schallplattenhinweisen oder nach einem Namensregister. Dafür erfährt der Leser eine ganze Menge aus der Privatsphäre. Manches Erwähnenswerte wird mit weit mehr Unerheblichem im Stile lockerer Plauderei bunt gemixt. Man kennt so etwas vom gemütlichen Zusammensein bei Klamentreffen älterer Herren. Und da es sich bei dieser „Klasse“ überwiegend um die prominenten Mitstreiter eines Spitzenstars aus dem internationa-

len Konzertleben handelt, feiert für den weniger Eingeweihten und Außenstehenden das Klischee von der Traumwelt aus Tausend-und-einer-Nacht in Künstlerkreisen wieder einmal fröhliche Urständ. Alles, was Rang und Namen hat, steht mit dem Meister natürlich auf Du-und-Du. Aller Luxus zu Hause und in der großen weiten Welt übernimmt die Funktion eines Leitmotives.

Und die Musik? Nun ja, für Fachbeiträge ist hier wohl nicht der richtige Ort. Liebevoll erwähnt wird sie immer. Stilprobe von Seite 176: „Nie werde ich den Tag in London vergessen, an dem Claudio Scimone, der Dirigent der Solisti Veneti und mein alter Freund, es fertigbrachte, zwei Mittagmahlzeiten und ein Nachtessen zu verschlingen. Dazwischen fand er sogar noch die Zeit, ein Vivaldi-Mozart-Konzert zu dirigieren.“

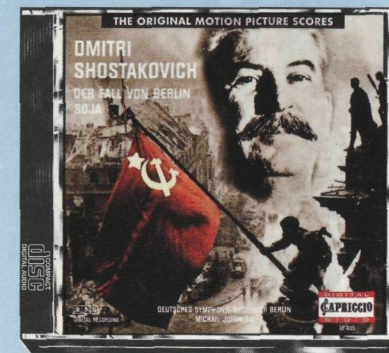
Überhaupt ist von Kochkünsten und Gaumengenüssen auffallend oft die Rede. So ganz beiläufig, ohne Rezepte zu verraten, wird auch Monsieur Bocuse als guter Freund zitiert. Belletistik im gehobenen Boulevardstil. Mißgeschicke und Ärgerliches erklären sich da selbstredend zu fröhlich kommentierten Bagatellen. Vom täglichen Training, von fachlichen Widerborstigkeiten, vom Lampenfieber und von der Schwere mancher künstlerischen Entscheidung, gar Kontroversen in Interpretationsfragen ist jedenfalls nie die Rede. Der wirklich Erfolgreiche wagt einfach alles und gewinnt immer. Ab und zu fallen eben doch die richtigen Meister vom Himmel. Jean-Pierre Rampal gehört zu ihnen. Das ist die Quintessenz einer sympathisch-selbstbewußt mitgeteilten Rück- und Nabelschau.

Gerhard Pätzig

Jean-Pierre Rampal: Erinnerungen.
(Aus dem Französischen von Carola Gerlach).
Atlantis Musikbuch-Verlag, Zürich und Mainz 1995, 215 Seiten, 22 Fotos s/w, DM 48.–

NEU-HEITEN

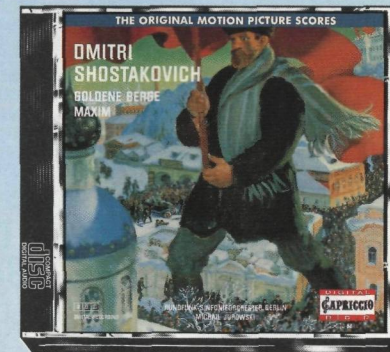
»Shostakovich - Filmmusik«



Der Fall von Berlin
op. 82 (1949)
Soja
op. 64 (1944)

CD: 10 405

DDD



Goldene Berge
op. 30a
Trilogie zu Maxim
op. 41 (1934/356)

CD: 10 561

DDD

Bereits erschienen:

- Hamlet/ Die Hornisse 10 298
 - Das Neue Babylon/Fünf Tage - Fünf Nächte 10 341/42
 - King Lear 10 397
- (Preis der Deutschen Schallplattenkritik)

World Première Recording

Paul Dessau – Text: Max Brod



CD: 10 590/91

DDD

Weikl, Hölle und 8 andere Solisten
Choirs, Philharmonisches Staatsorchester Hamburg
Gerd Albrecht